

Carola Iller

## Familie – Familienbild – Familienbildung



Carola Iller

Dr. phil., ist außerplanmäßige Professorin am Institut für Bildungswissenschaft, Arbeitseinheit Weiterbildung und Beratung, der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Arbeitsschwerpunkte: Bildung und Kompetenzentwicklung im Lebenslauf, Bildungsbeteiligung und Partizipation, Institutionen der Erwachsenenbildung. Institut für Bildungswissenschaft, Akademiestr. 3, 69117 Heidelberg, iller@ibw.uni-heidelberg.de

*Familienbildung hat sich zum Reflexionsraum für intergeneratives Lernen entwickelt, in dem nicht nur Wissen über Erziehung vermittelt, sondern Beziehungen und Familienbilder entwickelt und konstruiert werden. Angesichts der Pluralisierung von familialen Lebensformen ist es wichtig, Familienbildung als ein professionelles und theoretisch fundiertes Angebot der Erwachsenenbildung zu etablieren, ohne den Bezug zu den familialen Lebenswelten aufzugeben.*

Die Entwicklung der Familienbildung ist eng verbunden mit der Entwicklung der Familie als Institution und Lebensform. Angesichts der sich wandelnden Anforderungen an Familie als Bildungsort sowie des Wandels von Erziehungszielen und Wertmaßstäben für das Zusammenleben mit Kindern hat sich die Familienbildung in den vergangenen hundert Jahren grundlegend verändert. Von der Mütterschule zur Vermittlung von Kenntnissen zur Säuglingspflege, Ernährung und angemessenen erzieherischen Maßnahmen hat sich Familienbildung mittlerweile zum Interaktions- und Reflexionsraum für intergeneratives Lernen entwickelt.

Der Wandel von Ansprüchen an das Leben mit Kindern stellt hohe Anforderungen an die Familienmitglieder, zumal die Erwartungen an das familiäre Zusammenleben im Generationenverlauf einer stetigen Neu- und Umorientierung unterliegen. Das Wissen über die bestmöglichen Bedingungen des Aufwachens wird nicht mehr selbstverständlich von einer Generation zur nächsten weitergegeben, sondern immer wieder einer neuen Sichtung und Bewertung unterzogen. Die Fülle an – mehr oder weniger wissenschaftlich fundierten – Empfehlungen und Ratgebern einerseits sowie neue Herausforderungen an die gemeinsame Lebensgestaltung im Zuge des gesellschaftlichen Wandels stellen Familien vor immer wieder neue Anpassungsleistungen des familiären Miteinanders. Familienbildung bietet hier einen angemessenen Raum zur Interaktion und Reflexion und eröffnet damit Entwicklungsmöglichkeiten für die Individuen, aber auch für die Familie als Beziehungssystem.

In der öffentlichen Wahrnehmung wird Familienbildung jedoch häufig nur funktional als Maßnahme zur Prävention von Kindeswohlgefährdung angesehen. Diese Ausrichtung findet ihre Begründung in der gesetzlichen Verankerung der Familienbildung im Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG), § 16. Auch wenn in diesem Kontext der Anspruch einer ressourcenorientierten Familienarbeit besteht, ist Familienbildung im Rahmen familienpolitischer Maßnahmen und der Hilfen zur Erziehung immer in der Gefahr, Eltern nur

in ihrer funktionalen Rolle als Erziehungspersonen wahrzunehmen und ihnen Hilfsbedürftigkeit in der Ausgestaltung des familialen Zusammenlebens zu unterstellen (vgl. Brandhorst 2003). Dadurch wird der Spielraum für selbstbestimmtes und eigeninitiatives Lernen im Austausch der Generationen erheblich eingeschränkt, ebenso wie die Wirkungsmöglichkeiten der Familienbildung, die dann weder individuell noch gesellschaftlich einen Beitrag zum „doing family“ (vgl. Schier/Jurczyk 2007) leisten kann. Gleichwohl ist die Sichtweise auf Familienbildung als Präventionsmaßnahme der Kinder- und Jugendhilfe in der öffentlichen Wahrnehmung und institutionellen Förderung sehr relevant und prägt das Image deutlich mit.

Im Folgenden soll zunächst der Wandel von Familienformen präziser bestimmt werden, um dann in einem weiteren Schritt den Beitrag der Familienbildung zu erläutern und einen Ausblick auf zukünftige Entwicklungen der Familienbildung zu geben.

### Was heißt „Familie“ heute?

Als Familie wird heute allgemein der dauerhafte und auf persönlicher Verbundenheit beruhende Zusammenhang von mindestens einem Elternteil mit mindestens einem Kind verstanden (vgl. Peukert 2007, S. 36). In diesem sehr allgemeinen Begriffsverständnis werden bereits einige Merkmale der Familie nicht mehr erwähnt, die angesichts historischer und soziokultureller Veränderungen hinterfragt werden und keine Allgemeingültigkeit mehr beanspruchen können. Nicht genannt werden beispielsweise das Zusammenleben in einer Wohnung, die gemeinsame Ehe der Eltern und die leibliche Elternschaft. Die Familie wird somit als eine Grundform des Zusammenlebens von Erwachsenen und Kindern angesehen, in der persönliche Verbundenheit und Dauerhaftigkeit wesentlich sind. Diese Grundform hat sich in unterschiedlichen Gesellschaften und historischen Epochen zwar modifiziert und neu formiert, in ihrem Kern hat sie sich aber als äußerst stabil erwiesen (Bertram u. Bertram 2009, S. 80 ff.).

Gerade in gesellschaftlichen Umbruchsituationen zeigen sich Familien und Verwandtschaftssysteme als robuste Formen des Zusammenlebens von Erwachsenen und Kindern. Theorien des Wandels familialer Lebensformen gehen deshalb davon aus, dass das Zusammenleben mit Kindern als eine historisch veränderbare und gestaltbare Herstellungsleistung von Individuen in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Gegebenheiten anzusehen ist (ebd.).

Der Wandel und die Ausdifferenzierung von Familienformen ist also kein Anzeichen eines Bedeutungs-

verlustes der Familie, wie angesichts der Zunahme von Patchwork- und Eineltern-familien immer wieder aufgebracht wird, sondern Ausdruck einer Anpassungsleistung an sich verändernde Rahmenbedingungen für das Leben mit Kindern. Um nur die wichtigsten dieser sich ändernden Rahmenbedingungen zu nennen, sei hier verwiesen auf die demografische Entwicklung, insbesondere die steigende Lebenserwartung, die Zunahme partnerschaftlicher Familienmodelle, einschließlich des Anspruchs einer gerechten Arbeitsteilung im Haushalt und Erwerbsleben, infolge der gestiegenen Lebenserwartung und individuellen Autonomie eine höhere Scheidungshäufigkeit und schließlich die Migration, die die soziokulturelle Vielfalt von Familienformen im sozialen Nahbereich verdichtet und dadurch stärker wahrnehmbar macht.

Angesichts der Vielfalt von Familienformen sollte allerdings nicht verschwiegen werden, dass entgegen aller Prognosen die Ehegattenfamilie nach wie vor die dominante Form des Zusammenlebens mit Kindern ist (vgl. Statistisches Bundesamt 2008, S. 44 ff.). In über 80 Prozent aller Familien in Deutschland leben beide Elternteile verheiratet im gemeinsamen Haushalt mit ihren Kindern. In knapp 7 Prozent der Familien leben die Eltern in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft, und in 12 Prozent aller Familien lebt nur ein Elternteil mit dem Kind bzw. den Kindern zusammen, wobei es mehrheitlich die Mütter sind, die mit einem, seltener mit zwei oder mehr Kindern zusammenleben.

Durch die spätere Familiengründung, die geringere Kinderzahl in einer Familie und die gestiegene Lebenserwartung der älteren Generation ist die Lebensphase des Zusammenlebens von Eltern mit ihren minderjährigen Kindern kürzer, die Phase des „kinderlosen“ Familienlebens dagegen länger geworden. Dies wirft die Frage auf, wie lange die Eltern-Kind-Beziehung als „Familie“ angesehen werden soll. Betrachtet man die emotionale Verbundenheit, so ist von einer sehr langfristigen Beziehung auszugehen: 94 Prozent der im Alterssurvey befragten 70- bis 85-jährigen gaben an, ihren Kindern nahe oder sehr nahe zu stehen (vgl. Kohli 2007, S. 59 f.). Die erwachsenen Kinder (40- bis 55-jährige) fühlen sich zwar seltener, aber immerhin noch zu 75 Prozent mit ihren Eltern eng verbunden. Die Verbundenheit kommt darüber hinaus auch in den materiellen Transfers zum Ausdruck, in denen die Eltern noch lange die gebende Generation gegenüber ihren erwachsenen Kindern und teilweise auch Enkelkindern darstellen (ebd.), während in den immateriellen Austauschbeziehungen die Unterstützung (Rat, häusliche Hilfe etc.) mit zunehmendem Alter von der jüngeren an die ältere

Generation geleistet wird. Trotz gesunkener Geburtenzahlen und steigender Lebenserwartung wird die Familie als Beziehungsform nicht an Bedeutung verlieren, vielmehr ist davon auszugehen, dass sich ihre Bedeutung verändern wird.



Alle beobachtbaren Entwicklungen zu den Rahmenbedingungen des Zusammenlebens mit Kindern legen deshalb die Annahme einer Pluralisierung von familialen Lebensformen, nicht jedoch eine grundsätzliche Auflösung der Familie nahe. Bei der Erforschung der Zukunft der Familie haben sich vor allem zwei Einflussgrößen als bedeutsam erwiesen: die Relevanz der dauerhaften Partnerschaften (mit oder ohne Trauschein) und die Dichte des Verwandtschaftssystems angesichts rückläufiger Geburtenzahlen (vgl. zusammenfassend Burkhart 2009). Die Entwicklung dieser Parameter wird wesentlich mit entscheiden, ob das Zusammenleben von Eltern mit ihren leiblichen Kindern, die Patchworkfamilie mit sozialen Vätern oder Müttern, Halb- und Stiefgeschwistern oder die Einelternfamilie, die Mehrgenerationenhaushalte oder Lebensformen mit der Wahlverwandtschaft jenseits der herkömmlichen familialen Wohnformen die Gesellschaft prägen werden. Familie wird nur noch eine von vielen Lebensentwürfen sein, und die Ausgestaltung der verschiedenen Lebensformen wird die Individuen vor hohe Anforderungen an die Gestaltung ihrer sozialen Beziehungen stellen. Bislang sind Veränderungen in den familialen Lebensformen jedoch nur in geringem Maße zu beobachten – sie betreffen eher das Binnenleben der Familien, die Beziehungsmuster, die Zeitverteilung und Gestaltung der gemeinsam verbrachten Zeit und weniger die Strukturen des Zusammenlebens insgesamt.

### Der Beitrag der Familienbildung

Familienbildung ist angesichts der Veränderungsanforderungen und Gestaltungsmöglichkeiten familialer Lebensformen ein Angebot zur Reflexion sozialer Beziehungen und Netzwerke geworden und geht damit weit über das Verständnis der Familienbildung als einer Intervention der „Frühen Hilfen“ in belaste-

ten Familien und Elternttraining hinaus (vgl. auch Iller 2010).

Die veränderten Aufgaben der Familienbildung werden bereits im Beschluss der Jugendministerkonferenz im Mai 2003 in Ludwigsburg zum Ausdruck gebracht. Unter dem Eindruck des Amoklaufs am Gutenberg-Gymnasium in Erfurt 2002 betonte die Jugendministerkonferenz in diesem Beschluss die öffentliche Verantwortung für die Erziehungsleistungen der Familie (vgl. Jugendministerkonferenz 2003, S. 2). In dem Beschluss wird die Familie als zentraler Ort für gelingendes Aufwachsen gewürdigt, zugleich aber der Schutz- und Förderauftrag der staatlichen Gemeinschaft benannt, wobei die Familienbildung als „wesentliches Element zeitgerechter Bildungskonzepte“ (ebd.) besonders hervorgehoben wird.

Familienbildung soll deshalb breitenwirksam an **alle Familien** gerichtet sein und „möglichst viele erreichen“ (ebd., S. 3).

Ob die Familienbildung diesem Anspruch gerecht wird, ist schwer zu entscheiden, denn es gibt keine aktuellen, repräsentativen Untersuchungen zur Familienbildung, die die vielfältigen Lernorte und Lernformen berücksichtigen würden. Im Gegenteil haben gegenläufig zu dem gestiegenen gesellschaftlichen und politischen Interesse die Forschungsaktivitäten zur Familienbildung in den vergangenen zwei Jahrzehnten eher nachgelassen (vgl. dazu auch Brödel 2007, S. 329).

Aus Einzelfallstudien und Praxisberichten<sup>1</sup> geht jedoch bereits hervor, dass Einrichtungen der Familienbildung mit neuen Konzepten und neuen Formaten (Zeiten, Orte) auf die veränderten Lebenssituationen von Familien reagieren. Der „klassische“ Eltern-Kind-Kurs hat mittlerweile eine erhebliche Ausdifferenzierung hinsichtlich der Tageszeiten und Zielgruppen erfahren: Neben Peking-Gruppen und Eltern-Kind-Seminaren werden Kurse speziell für das erste, zweite, dritte Lebensjahr des Kindes, für Alleinerziehende, für Großeltern, für Frauen mit Migrationshintergrund (z.B. Angebot des Evangelischen Erwachsenenbildungswerkes, eeb nordrhein) oder Kurse für sehr junge Eltern oder belastete Eltern (z.B. Baby-Nest – Leichter Start mit Kind vom Erzbistum Köln) angeboten. Darüber hinaus wurden altbewährte Kursinhalte, wie Kochen, Nähen, Wirtschaften, modernisiert, indem Titel und Ausschreibungstexte den veränderten Bedürfnissen der potenziellen Teilnehmer/innen angepasst wurden (z.B. der Survival-Haushalt oder die Schneiderwerkstatt, eeb nordrhein).

<sup>1</sup> Ich danke Doris Sandbrink vom Evangelischen Erwachsenenbildungswerk Nordrhein, Astrid Gilles-Bacciu vom Generalvikariat des Erzbistums Köln und Kathie Wiederkehr von der Fachstelle Elternbildung im Kanton Zürich (jetzt Stiftung Kinderschutz, Schweiz), die mir Informationsmaterialien über ihre Arbeit zur Verfügung gestellt haben.

Neben diesen zeitlich umfangreicheren Kursangeboten werden vielfach auch Angebote erprobt, die in der „rush-hour of life“ zwischen Familienaufgaben und Beruf Platz finden: Workshops oder halbtägige Veranstaltungen, in denen z.B. gezielt Väter mit ihren Kindern für gemeinsame Aktivitäten angesprochen oder Feste und Feiertage sowie besondere lebensphasenbezogene Fragestellungen (Schuleintritt, Geburt eines Geschwisterkindes o.Ä.) in den Mittelpunkt gestellt werden. Hierbei werden auch Formate gewählt, die eine Vermischung von Bildung mit Freizeit, Gesundheit, Medien oder kulturellen Aktivitäten darstellen. Diese Mischformen heben zum Teil auch die Trennung zwischen **Komm- und Gehstruktur** auf und bieten alternativ eine „**Stehstruktur**“: ein Angebot, das im Vorbeigehen wahrgenommen wird und zum Verweilen einlädt, wie ein Familien-Kaffee oder eine Tauschbörse mit Infotheke zu familienrelevanten Themen.

In Weiterführung dieser Idee der Popularisierung von Familienbildung kann auch die Thematisierung familienrelevanter Fragen in den Medien der Familienbildung zugerechnet werden. Die Familienbildung über Ratgeberliteratur hat eine lange Tradition und kann als Ursprung der Familienbildung angesehen werden. Mittlerweile haben neben Printmedien vor allem die audiovisuellen Medien, wie Videofilme, Fernsehen oder Internetportale für Eltern oder Familien, eine große Verbreitung erlangt.

Allerdings ist zu berücksichtigen, dass die zunehmende Pluralität und der Lebensweltbezug der Bildungsangebote zulasten der „Sichtbarkeit“ der Familienbildung gehen können. Sowohl interessierten Familien wie auch Trägern und öffentlichen Mittelgebern könnte die Wahrnehmung des Angebots schwerfallen, wenn Bildungsveranstaltungen zeitlich, räumlich und in der Aktivitätsform nicht mehr eindeutig als „Unterricht“ zu charakterisieren sind.

Andererseits wird in Untersuchungen zur Inanspruchnahme von Familienbildung immer wieder deutlich, dass die herkömmlichen Angebote viele Eltern nicht erreichen (vgl. Minsel 2007, S. 304 f.). Transparenz der Angebote und eine stärkere Sozialraumorientierung könnten hier einen Beitrag zur Orientierung innerhalb des Angebots und zur Öffnung der Angebote für neue Adressat/innen-Gruppen leisten. Vor allem belastete Familien verfügen häufig nicht über die zeitlichen und informatorischen Ressourcen, umfangreiche Recherchen zum passenden Angebot vorzunehmen oder lange Wegezeiten zu unbekanntem Veranstaltungsorten zurückzulegen. Neben der Vernetzung mit Kindertageseinrichtungen und Schulen wäre für erwerbstätige Eltern

oder Eltern in Ausbildung hier auch eine stärkere Vernetzung zur Arbeitswelt der Adressat/innen anzustreben. Eine konkrete Perspektive zur Weiterentwicklung der Familienbildung könnte deshalb in der Verknüpfung mit beruflicher Aus- und Weiterbildung bestehen. Beispiele hierfür gibt es bereits: Das Projekt „CLIP“ des Schweizerischen Bundes für Elternbildung bietet Seminare in Betrieben an, z.B. zum Thema „Eltern sein in einer fremden Kultur“ oder „Ich schaffe alles und bin so müde“. Weitere Beispiele entstehen in der Jugendberufshilfe im Rahmen von Projekten, die sich vor allem an sehr junge Eltern richten und diese z.B. im Rahmen einer Teilzeitausbildung begleiten und beraten.

In Zukunft wird es erforderlich sein, mit theoretisch fundierten und professionell ausgearbeiteten Ansätzen unterschiedliche Bedürfnisse und Kompetenzen der Adressat/innen aufzugreifen und die vorhandene Infrastruktur angemessen in die Bildungskonzepte einzubinden. Dies wird zu einer weiteren Ausdifferenzierung der Angebote führen, standardisierte, evidenzbasierte Programme, wie Elterntrainings, können hier allenfalls Teilbereiche einer kompensatorischen Familienbildung abdecken.

Grundsätzlich ist für die Öffnung der Familienbildung als eines „Angebots für alle“ wichtig, sie anerkennend und wertschätzend im Hinblick auf vorhandene Kompetenzen der Familien auszurichten und die Adressat/innen nicht durch Verweis auf ihre Erziehungsdefizite anzusprechen (vgl. auch AWO 2010). Über alle Schichten und Milieus hinweg formulieren Lernende mittlerweile hohe Erwartungen an selbstbestimmtes Lernen. Gerade bei der Ansprache belasteter Familien sollte nicht eine inhaltszentrierte Vermittlungsdidaktik eingesetzt werden, auch wenn hinsichtlich der Methodenerfahrungen und der Vertrautheit mit Situationen der Selbstdarstellung ein sensibles Vorgehen zu empfehlen ist, um den verschiedenen Lerngewohnheiten und Erfahrungen gerecht zu werden. Teilweise wird in der Bildungsarbeit mit Lernungewohnten eine Ausrichtung im Sinne eines Trainings empfohlen, weil vermutet wird, dass die Teilnehmenden durch zu große Freiheitsgrade und ungewohnte Verfahren der Mitbestimmung im Kursverlauf überfordert werden könnten. Diese Annahme ist aber durch nichts belegt, im Gegenteil hat die Teilnehmerorientierung in der Erwachsenenbildung, insbesondere mit Lernungewohnten, eine lange und sehr erfolgreiche Tradition (vgl. Tietgens 1980).

Angesichts der Vielfalt an Formaten und Themen der Familienbildung wäre es sinnvoll, eine Bestandsaufnahme vorzunehmen, in der die Leistungen der Familienbildung sichtbar gemacht werden

und die „Schätze der Familienbildung“ gehoben werden. Grundsätzlich ist nicht von Konzeptlosigkeit in der Familienbildungspraxis auszugehen, sondern allenfalls von einer fehlenden Transparenz. Vor allem aber fehlt es an einer finanziellen Absicherung für bewährte Angebote und die Entwicklung neuer Konzepte. In der bundesweiten Befragung von Lösel u.a. (2006) zeigte sich, dass das vorhandene Angebot für jede 46. Familie in Deutschland eine Veranstaltung pro Jahr ermöglicht (Lösel u.a. 2006, S. 149). Knapp 90% der antwortenden Einrichtungen gaben an, in den letzten Jahren mit rückläufigen öffentlichen Zuschüssen und rückläufigen Trägerzuschüssen konfrontiert gewesen zu sein (vgl. Lösel u.a. 2006, S. 49). Gleichzeitig seien die Einnahmen aus Spenden und Teilnahmebeiträgen gestiegen, was allerdings zu erhöhtem Aufwand für die finanzielle Absicherung der Familienbildung und damit weniger Zeit für Konzeptarbeit und Teilnehmenden-Akquisition geführt habe. Eine bessere finanzielle Ausstattung könnte deshalb wesentlich zur Breitenwirksamkeit der Familienbildung beitragen.

### Familienbildung als Bildung im Lebenslauf

Die Familienbildung ist gegenwärtig noch stark auf die Belange junger Familien zugeschnitten. Obwohl seitens der Eltern auch noch Informations- und Beratungsbedarf im Hinblick auf die Entwicklung ihrer Kinder jenseits des Kleinkindalters besteht, gibt es kaum Angebote für diese Lebensphasen. Besondere Herausforderungen stellen der Übergang in die weiterführende Schule, die Pubertät sowie der Übergang in die Berufsausbildung bzw. das Studium dar. Gerade in Übergangssituationen sind Familien als Ressource und Unterstützungssystem besonders beansprucht (Menz 2009, S. 242 ff.). Familienbildung könnte hier also wichtige Informationsaufgaben übernehmen, aber auch Reflexions- und Bildungsmöglichkeiten für die Familienmitglieder eröffnen. Insgesamt wäre in der Familienbildung eine stärkere Orientierung am Familienzyklus und den Lebensphasen der Familienmitglieder anzustreben, vom Kleinkindalter bis zum Auszug der Kinder aus dem Elternhaus, dem „Empty nest“, aber auch im Hinblick auf die Interaktion zwischen Großeltern und Enkeln (vgl. Minsel 2007, S. 313).

Mit zunehmendem Alter der Kinder werden die Informationsbedürfnisse der Familienmitglieder jedoch differenzierter, sodass die Entwicklung und Verbreitung von Angeboten eng in Zusammenarbeit mit Multiplikatoren oder intermediären Organisationen für Familien in unterschiedlichen Lebenslagen erarbeitet werden sollte (vgl. auch Rupp u.a. 2010, S. 109 ff.).



Dies könnte auch bedeuten, Themen der Familienbildung in der Schule aufzugreifen und Kinder und Jugendliche zur Reflexion ihres Familienbildes und der Beziehungen in der Familie unabhängig von den Erziehungskompetenzen der Eltern zu befähigen. Die Idee, Themen der Familienbildung in den schulischen Unterricht einzubeziehen, wurde auch von der Jugendministerkonferenz 2003 als eine Form frühzeitiger und nachhaltiger Bildung von Familienkompetenz benannt und dabei folgender Appell beschlossen:

„Die Jugendministerkonferenz appelliert deshalb an die Kultusministerkonferenz, die für Familien und Erziehung wichtigen sozialen Kompetenzen wirksam zum Gegenstand schulischer Bildung zu machen“ (Jugendministerkonferenz 2003, S. 6).

In dieser Perspektive ist die Familienbildung nicht mehr auf einzelne Entwicklungsphasen der Familie begrenzt, sondern sie adressiert alle Lebensalter und thematisiert je nach Familienphase die Beziehungsformen und Entwicklungsaufgaben, die sich im Verlauf des Familienlebens ergeben.

Damit ist die institutionelle Entwicklung der Familienbildung vor besondere Herausforderungen gestellt, denn derartige Bildungsangebote werden am besten mit engem Bezug zur Lebens- und Arbeitswelt der Adressat/innen und damit in Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Akteuren entwickelt und koordiniert. Dies hat in der Praxis dazu geführt, dass Anbieter von Familienbildung in verschiedenster Form Kooperationen und Netzwerke aufbauen, z.B. in Form von Runden Tischen, Familienzentren oder Arbeitskreisen (vgl. Rupp u.a. 2010, S. 129 ff.). In Weiterentwicklung dieser losen Formen der Zusammenarbeit werden zukünftig vor allem die sozialraumbezogene Planung und Koordination des Angebots von solchen Netzwerken übernommen. Damit die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Trägern, intermediären Organisationen, Verbänden und der staatlichen Gemeinschaft substanziell zur Förderung der Familienbildung beitragen kann, ist es jedoch dringend erforderlich, nicht nur die Infrastruktur und Aufgaben solcher Netzwerke zu klären, sondern auch ein gemeinsames Verständnis von Familie und Familienbildung zu erarbeiten (ebd.).

– Anzeige –

## Idealisten

**Wo sind die modernen Idealisten? Gibt es einen Weg zu einer neuen Blüte des Idealismus?**



Christian Lucke,  
Ferdinand van Koolwijk

**Der erfolgreiche Idealist**

Idealismus auf neuen Wegen

2010, 208 S.,

19,90 € (D)/34,50 SFr

ISBN 978-3-7639-4688-4

ISBN E-Book

978-3-7639-4689-1

Best.-Nr. 6004131

Idealistische Projekte wie Greenpeace oder Amnesty International haben die Welt verändert – aber ihre Gründungszeit liegt lange zurück.

Trotz dieser Erfolge hat der Idealismus in den letzten 20 Jahren stetig an Einfluss und Glanz verloren. Das Buch untersucht die Ursachen, beschreibt die Quellen des Idealismus und formuliert erfolgversprechende Strategien anhand zahlreicher Praxisbeispiele.

Die Autoren geben konkrete Hinweise, wie eine neue Blütezeit des Idealismus aktiv und praktisch gefördert werden kann.

wbv.de



W. Bertelsmann Verlag

Bestellung per Telefon 0521 91101-11 per E-Mail [service@wbv.de](mailto:service@wbv.de)



Bislang haben die unterschiedlichen Trägerschaften, finanziellen, personellen Voraussetzungen und rechtlichen Einbindungen der Familienbildung eine übergreifende konzeptionelle Weiterentwicklung eher erschwert. Man könnte hierin aber auch eine Chance sehen, wenn es gelänge, über ein gemeinsames Bild der Familie und Familienbildung die Bildungsarbeit mit Familien innerhalb des Bildungssystems deutlicher zu konturieren und damit ihre Schnittstellenfunktion herauszustellen.

#### Literaturverzeichnis

- AWO Bundesverband e.V. (Hrsg.) (2010): Familien in benachteiligten und von Armut bedrohten oder betroffenen Lebenslagen als Adressaten von Elternbildung und Elternarbeit, Expertise. Schriftenreihe Theorie und Praxis, Berlin: Eigendruck.
- Bertram, Hans; Bertram, Birgit (2009): Familie, Sozialisation und die Zukunft der Kinder. Opladen u. Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Brandhorst, Katrin (2003): Hilfen zur Erziehung – Ausdifferenzierung der traditionellen Settings. In: Homfeldt, Hans Günther (Hrsg.): Basiswissen Pädagogik: Pädagogische Arbeitsfelder, hrsg. von Arnold, Rolf u. Petillon, Hanns, Band 3: Handlungsfelder der Sozialen Arbeit (S. 243–261), Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren.
- Brödel, Rainer (2007): Familie als Gegenstand der Weiterbildungsforschung. In: Heuer, Ulrike/Siebers, Ruth (Hrsg.): Weiterbildung am Beginn des 21. Jahrhunderts, Festschrift für Wiltrud Gieseke, Münster u.a.: Waxmann, S. 329–337.
- Burkhart, Günter (2009): Einleitung: Einblicke in die Zukunft der Familie. In: Burkhart, Günter (Hrsg.): Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien. Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 6, Opladen u. Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 9–28.
- Gnahn, Dieter (2007): Kompetenzen – Erwerb, Erfassung, Instrumente. Bielefeld: Bertelsmann.
- Iller, Carola (2010): Familienbildung. In: Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online (EEO), Fachgebiet Erwachsenenbildung, Anbieter von Erwachsenenbildung: Einrichtung und Organisation, hrsg. von Christine Zeuner, Weinheim und München: Juventa Verlag ([www.erzwissenschaft.de](http://www.erzwissenschaft.de): DOI 10.3262/EEO 16100070)
- Jugendministerkonferenz 2003: Stellenwert der Eltern- und Familienbildung – Stärkung der Erziehungskompetenz. Beschluss vom 22./23. Mai 2003. Download: <http://www.familienbildung.de/download/pdf/Jugendministerkonferenz%202003.pdf>.
- Kohli, Martin (2007): Von der Gesellschaftsgeschichte zur Familie. Was leistet das Konzept der Generationen? In: Lettke, Frank/Lange, Andreas (Hrsg.): Generationen und Familien. Analysen – Konzepte – gesellschaftliche Spannungsfelder, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 47–67.
- Lösel, Friedrich u.a. (2006): Bestandsaufnahme und Evaluation von Angeboten im Elternbildungsbereich, Abschlussbericht, Download: <http://www.bmfsfj.de/doku/elternbildungsbereich/pdf/abschlussbericht2006.pdf>.
- Menz, Simone (2009): Familie als Ressource. Individuelle und familiäre Bewältigungspraktiken junger Erwachsener im Übergang in Arbeit. Weinheim und München: Juventa.
- Minsel, Beate (2007): Stichwort Familie und Bildung. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 10 (2007) 3, S. 299–316.
- Peukert, Rüdiger (2007): Zur aktuellen Lage der Familie. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie, Wiesbaden: VS Verlag, S. 36–56.
- Rupp, Marina u.a. (2010): Handbuch zur Familienbildung im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe in Bayern. ifb-Materialien 7-2010, Staatsinstitut für Familienbildung an der Universität Bamberg: Eigendruck.
- Schier, Michaela; Jurczyk, Karin (2007): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. Aus Politik und Zeitgeschichte, APuZ 34/2007, Download: <http://www.bpb.de/publikationen/5SYHQ7.html>.
- Statistisches Bundesamt (2008): Datenreport 2008. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Tietgens, Hans (1980): Teilnehmerorientierung als Antizipation. In: Breloer, G./Dauber, H./Tietgens, H. (Hrsg.): Teilnehmerorientierung und Selbststeuerung in der Erwachsenenbildung. Braunschweig, S. 177–235.
- Tschöpe-Scheffler, Sigrid (Hrsg.) (2005): Konzepte der Elternbildung – eine kritische Übersicht. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Watkins, Vanessa; Daheim, Cornelia (2009): Zukunftsforschung: Analyse von Szenariostudien zur Familie. In: Burkhart, Günter (Hrsg.): Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien. Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 6, Opladen u. Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 31–50.